GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Arbeit und Liebe. Wie die soziale Organisation der Geschlechterverhältnisse in beiden Bereichen zu Machtunterschieden zwischen Frauen und Männern führt

Kupfer, Antonia

2017

https://doi.org/10.25595/3522

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kupfer, Antonia: *Arbeit und Liebe. Wie die soziale Organisation der Geschlechterverhältnisse in beiden Bereichen zu Machtunterschieden zwischen Frauen und Männern führt*, in: Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 26 (2017) Nr: 1, 103–117. DOI: https://doi.org/10.25595/3522.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v26i1.07

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Arbeit und Liebe. Wie die soziale Organisation der Geschlechterverhältnisse in beiden Bereichen zu Machtunterschieden zwischen Frauen und Männern führt

ANTONIA KUPFER

Einleitung

Arbeit und Liebe sind lebensbestimmende Bereiche des menschlichen Daseins. Arbeit umfasst sämtliche Tätigkeiten zur Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung von Gesellschaft, d.h. des Individuums und der Gattung. Dazu gehören Reproduktions-, Produktions- und Dienstleistungsarbeiten. Mit Liebe sind hier intime Beziehungen zwischen zwei Menschen im Rahmen des romantischen Liebesideals gemeint. In diesem Aufsatz beschränke ich mich auf Liebesbeziehungen zwischen heterosexuellen Cisfrauen[1] und Cismännern, denn es geht mir um Hierarchien in heterosexuellen Geschlechterverhältnisen. Selbst Menschen, die nicht arbeiten oder im o.g. Sinne lieben, sind von den in beiden Bereichen herrschenden Normen in ihren Lebenschancen betroffen. Dies wird am Beispiel der Erwerbsarbeitslosigkeit und ihrer Konsequenz für die Rente oder des eingeschränkten Adoptionsrechts für Homosexuelle sofort deutlich und zeigt die fundamentale Stellung, die Arbeit und Liebe für das Leben in unserer Gesellschaft einnehmen. Dennoch fokussiere ich in diesem Text auf heterosexuelle Zweierbeziehungen, um Machtverhältnisse darin sichtbar zu machen (vgl. auch den Beitrag von Bargetz und Ludwig in diesem Band).

Mit Blick auf die Geschichte der Menschheit können wir sowohl Wandel als auch Kontinuität in den Geschlechterverhältnissen erkennen. Abgesehen von wenigen matriarchalen Gesellschaften stellen wir fest, dass in den meisten Gesellschaften ein geschlechtshierarchisches Verhältnis zugunsten von Männern herrscht. Gleichwohl hat sich dieses Ungleichheitsverhältnis im Laufe der Zeit zugunsten von Frauen verringert (vgl. EIGE 2015; UN 2015). So gibt es nur noch wenige Länder, in denen Frauen über weniger formale Rechte verfügen als Männer und Frauen haben im Bereich der Bildung enorm auf- und teilweise Männer überholt. Obwohl Frauen teilweise einflussreiche Positionen in Politik, Wirtschaft und Kultur besetzen, kann von einer umfassenden Gleichstellung nach wie vor nicht die Rede sein. Frauen arbeiten weltweit mehr und verdienen weniger als Männer (vgl. ILO 2016). Ziel meines Beitrags ist es, an grundlegende Perspektiven und Analysekategorien für die Erklärung der Machtverhältnisse in den Bereichen Arbeit und Liebe zwischen Frauen und Männern zu erinnern. Dies scheint mir wichtig sowohl in wissenschaftlicher als auch politischer Hinsicht angesichts von Rückwärtsentwicklungen, in denen feministisches Wissen zunehmend diskreditiert wird und reaktionäre, konservative Deutungen von Geschlechterverhältnissen wieder Konjunktur haben.[2]

https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v26i1.07

Diesen Entwicklungen liegt, so meine Ausgangsannahme, auch zugrunde, dass in aktuellen Debatten manches Wissen und manche wissenschaftliche Auseinandersetzung verschüttet geht und/oder intentional verschüttet wird. Demgegenüber gehe ich davon aus, dass das Erinnern an bereits bestehende Wissensbestände für einen Fortschritt in den Sozialwissenschaften notwendig ist, denn auch hier ist vertikales, also aufeinander aufbauendes, und nicht nur horizontales, also nebeneinander stehendes, Wissen möglich. Darüber hinaus möchte ich mit diesem Beitrag an eine wissenschaftliche Tradition anknüpfen, die in den Machtkämpfen im wissenschaftlichen Feld an Einfluss verloren hat.
Der Text gliedert sich in vier Teile. Ich beginne mit einem Überblick über das Thema geschlechtsspezifische Macht in Arbeit und Liebe. Daran anschließend erinnere ich an das Konzept der Deklassierung von Regina Becker-Schmidt, um zu zeigen wie Ungleichheit in Geschlechterverhältnissen als *Grundlage* für die Ungleichheit in der Arbeit dient. Im dritten Teil ergänze ich mit Eva Illouz den Bereich der Liebe. Illouz legt dar, wie die moderne Struktur von Anerkennung mit dem Postulat der Autonomie eine ungleiche Position von Frauen und Männern in intimen Beziehungen bewirkt. Sowohl Becker-Schmidt als auch Illouz vertreten eine dezidiert kapitalismuskritische Perspektive und beziehen psychologische Dimensionen in ihre Gesellschaftsanalysen ein. Diese Aspekte sind für aktuelle feministische Machtanalysen relevant. Im Fazit und Ausblick fasse ich Leitlinien für zukünftige feministische Politikwissenschaft zusammen.

Forschungsarbeiten zu geschlechtsspezifischer Macht in Arbeit und Liebe

Im Folgenden möchte ich einen Überblick über Arbeiten geben, die sich mit dem *Zusammenhang* von Liebe und Arbeit unter dem Blickwinkel geschlechtsspezifischer Macht befassen. Ziel ist, diese Arbeiten zu würdigen und gleichzeitig einen Forschungsbereich knapp zu skizzieren, von dem ich mich in meiner Arbeit unterscheide, denn mir geht es ja weniger um eine Verbindung beider Dimensionen, sondern stärker um eine Fokussierung auf den jeweiligen Lebensbereich. Eine Darstellung der jeweiligen Forschungsfelder „Arbeit“ sowie „Liebe“ aus geschlechtsspezifischer Machtperspektive würde jedoch den vorgesehenen Umfang dieses Aufsatzes überschreiten.
Am Anfang der deutschsprachigen Erforschung steht der Aufsatz „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus“ von Gisela Bock und Barbara Duden (1977). Die Historikerinnen zeigten auf, dass Frauen qua ihrer angeblichen Geschlechtsnatur Hausarbeit zugewiesen wird und die Verweigerung, Reproduktionsarbeit zu bezahlen, diese unsichtbar mache. Diese unbezahlte Reproduktion der Arbeitskraft stellt jedoch eine wichtige Säule der Funktionsfähigkeit des Kapitalismus dar. Die klare Trennung zwischen Arbeit und Liebe sehen Bock und Duden als Voraussetzung für die Verwirklichung von Selbstbestimmung von Frauen:

> Erst wenn die Gleichung zwischen Arbeit und Liebe, zwischen Arbeit und Natur gebrochen wird, wenn Arbeit genannt wird, was Arbeit ist, können wir Frauen diese Arbeit angreifen und wieder entdecken oder selbst bestimmen, was Natur und Liebe ist: eine Sexualität, die keinem Produktivitätszwang unterworfen ist (Bock/Duden 1977, 185).

Claudia von Werlhof, Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen (1983) greifen diese Perspektive in ihrer Hausfrauisierungsthese auf. Im Anschluss an Rosa Luxemburgs Theorem, dass die Akkumulation des Kapitals auf die stete Ausweitung kapitalistischer Verwertung auf nichtkapitalistische Milieus angewiesen ist, argumentierten sie, dass die Arbeitskraft von Frauen sowie von Männern in kolonialisierten Ländern als „Naturressource" ausgebeutet wird, und als solche in den kapitalistischen Verwertungsprozess eingeht.

In neuerer Zeit setzt sich u.a. Angelika Krebs (2002) mit dem Verhältnis von Arbeit und Liebe auseinander. Sie geht davon aus, dass wir in einer Arbeitsgesellschaft leben, in der soziale Integration über Anerkennung von Arbeit verläuft, womit sie an die Debatte aus den 1970er Jahren anknüpft. Krebs interessiert die Frage „ob die unbezahlte Arbeit der Frau zu Hause ökonomische Arbeit darstellt und als solche Anerkennung verdient" (ebd., 11f.). Krebs bejaht die Frage und fordert daher einen Lohn für Familienarbeit, d.h. für die Versorgung von Kindern, Kranken und Alten, aber nicht für Partner_innen- und Eigenarbeit zur Aufrechterhaltung der Arbeitskraft. Zudem plädiert sie für den Abbau von Geschlechtsrollenvorgaben für Partner_innen- und Familienarbeit. Krebs, die in erster Linie zu einer sozialphilosophischen Gerechtigkeitsdebatte beitragen will, kritisiert Gerechtigkeit als Gleichheit und schlägt stattdessen Standards für menschenwürdiges Leben für alle vor. Liebe versteht sie als dialogisch, als „geteilte(s) Empfinden(s) und Tun" (ebd., 19) und nicht altruistisch.

Mit der Zunahme der Frauenerwerbsarbeit in den alten Bundesländern hat sich die deutschsprachige Debatte von der Forderung nach Lohn für Hausarbeit zur Thematisierung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf verschoben. Während die Vereinbarkeit in Westdeutschland oftmals als problematisch wahrgenommen wird, hat Angela Joost (2000) vergleichsweise zufriedenstellende Arrangements bei Frauen in Ostdeutschland vor der Wende angetroffen. Mittels biografischer Interviews mit acht Frauen zeigt Joost, dass das Machtgefälle zwischen Frauen und Männern in der DDR geringer war als in der BRD und nach der Wende; viele Frauen waren mit der Frauen- und Beschäftigungspolitik relativ zufrieden.

Aus einer anderen Perspektive analysieren die im Rahmen der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Emmy-Noether-Nachwuchsgruppe „Liebe, (Erwerbs-)Arbeit, Anerkennung – Anerkennung und Ungleichheit in Doppelkarriere-Paaren?" bekannt gewordenen Arbeiten das Thema. Annette Henninger und Christine Wimbauer (2009) verknüpfen bislang unverbundene Debatten in der Arbeits- und Industriesoziologie mit solchen aus der Familiensoziologie. Sie belegen die These, dass im Zuge der Subjektivierung als Selbstkonstitution in beiden Bereichen das Versprechen und der Anspruch der Selbstverwirklichung herrscht, diese

jedoch in der Lebensweise von Frauen und Männern ungleich verteilt sind. Wimbauer (2012) untersucht mit Hilfe von Axel Honneths Arbeiten das Verhältnis der idealtypischen Anerkennungsformen Liebe und Leistung in Doppelkarrierepaaren. Mittels Fallrekonstruktionen aus Paarinterviews zeigt sie, dass Frauen eher nach der Familiengründung von der Erwerbssphäre ausgeschlossen werden, oder doppelt belastet sind, während Männern vor dem Hintergrund geschlechtsnormierter Verfügbarkeitsansprüche in der Erwerbsarbeit das familiäre Engagement erschwert wird. Mit Honneth weist Wimbauer auf die Bedeutung einer Balance in beiden Bereichen, Erwerbsarbeit und Paarbeziehung hin, um Substitution von Liebe durch Leistung und umgekehrt zu vermeiden.
Im Zentrum von Anna Jónasdóttirs Konzept der „love power" steht die Arbeitskraft und zwar für wirtschaftliches Wachstum in westlichen Gesellschaften. Damit legt Jónasdóttir (1994, 218f) den Fokus stärker als Wimbauer auf gesellschaftliche Strukturen. Sie geht davon aus, dass das Patriarchat durch ungleiche Transaktionen von sozio-sexueller Macht im Sinne von Kraft aufrechterhalten wird. Sie fasst Liebe als eine Mischung aus Sorge und Ekstase, wobei Frauen dazu tendieren, stärker für Männer zu sorgen als umgekehrt, damit diese Ekstase erleben können. Die Paarbeziehung sieht sie als Institution zur Aufrechterhaltung dieses Prozesses. Der entscheidende Mechanismus in den geschlechtshierarchischen Verhältnissen besteht darin, dass Männern ein viel weiteres Instrumentarium an Kapazitäten zu ihrer Persönlichkeitsentwicklung zur Verfügung steht, während Frauen eher dazu aufgefordert werden, sich durch ihre Liebe zu Männern definieren. Dabei fehlt ihnen allerdings die Autorität, die Bedingungen der Liebe in der Gesellschaft festzulegen. Ohne es genauer auszuführen, verbindet Jónasdóttir (2011, 55) Wachstum und Expansion mit der Ekstase, die Männern aufgrund ihrer überlegenen Stellung als Selbstversicherung und persönliche Entwicklung wichtig ist. Jónasdóttirs Ziel ist die Erklärung der Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchie trotz formal gleicher Rechte. Als Schlüssel dafür sieht sie die männliche Ausbeutung der weiblichen Liebesfähigkeit:

> That the explanation for the persistence of men's power in relation to women is that contemporary, formally equal patriarchy depends on (besides other more obvious causes, such as the gender division of labor) men's exploitation of women's love power (Jónasdóttir 2014, 13).

Jónasdóttir vereint ökonomische und symbolische Dimensionen zur Erklärung der Machtunterschiede zwischen Frauen und Männern. Mit ihr schließt sich gewissermaßen der Kreis zur von Bock und Duden aufgedeckten Ausbeutung von Sexualität und Fürsorge von Frauen. Nach diesem Überblick über Forschungsarbeiten zum Zusammenhang von Arbeit und Liebe möchte ich nun beide Bereiche ein Stück weit trennen, um ihre jeweiligen Geschlechterhierarchien tiefer und genauer auszuloten.

Geschlechterhierarchie in der Arbeit

Becker-Schmidt (1989) bietet uns eine grundlegende Perspektive, die in dreierlei Hinsicht über andere Ansätze zur ungleichen Machtverteilung zwischen Frauen und Männern hinaus geht: Erstens setzt sie an der Frage der Reproduktion von Gesellschaft als Ganzes an, indem sie untersucht, was es für deren Aufrechterhaltung überhaupt braucht. Sie gibt auch nicht bereits spezifische gesellschaftliche Verhältnisse, wie die Arbeitsteilung, als Ursache von Geschlechterhierarchie an.[3] Dies ermöglicht ihr, das Geschlechterverhältnis *an sich* als eine sozial hergestellte Organisationsform zu erkennen, die maßgeblich zur Reproduktion von Gesellschaft beiträgt. Zweitens analysiert sie Tauschverhältnisse und damit eine grundlegende Dimension sozialer Beziehungen und Verhältnisse. Man könnte auch sagen, mit der Kategorie Tausch haben wir es mit einer gesellschafts*konstituierenden* Kategorie zu tun. Drittens berücksichtigt Becker-Schmidt auch symbolische Ordnungen als eine weitere, neben Materialität die Reproduktion von Gesellschaft bestimmende Dimension. Ich werde entlang dieser drei Grundlagen auf die *Mechanismen* der Herstellung und Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchie eingehen, bevor ich schließlich auf eine *Quelle* für den Machtunterschied zwischen Frauen und Männern zu sprechen komme.

Die soziale Organisation des Geschlechterverhältnisses als Geschlechterhierarchie

Nach Becker-Schmidt (1989) werden Frauen durch Instrumentalisierung, Ausgrenzung und Diskriminierung unterlegen gemacht. Die *Instrumentalisierung*, die Becker-Schmidt auch als eine Verweigerung der Gleichwirklichkeit durch Männer bezeichnet, verdeutlicht sie am Beispiel der Spiegelung. Voraussetzung dafür ist das Denkmodell der Geschlechterdifferenz (s.u.). Wenn Frauen als Spiegel für Männer benutzt werden, handelt es sich um eine nicht-reziproke Beziehung, denn sie werden als eigenständige Subjekte eliminiert. So finden weder Dialog noch Rivalität zwischen Frauen und Männern statt, was wiederum männliche Dominanz verstärkt. Frauen als „Hohlspiegel" für Männer kann neben einer Abwertung auch eine Illusion der Aufwertung von Frauen bedeuten, denn er verkörpert nicht nur die weibliche Leere als Voraussetzung für die Fokussierung der Männer, sondern kann auch als „Projektion einer geheimen Überlegenheit des Weiblichen" (Becker-Schmidt 1989, 220) als „Inhaltsgefäß für alle Eigenschaften, die zum Traum vom "neuen Menschen" gehören" (ebd.) benutzt werden. Diese Art der Instrumentalisierung schafft zudem eine Distanzierung zwischen Frauen und Männern durch „Projektion des Entlegenen, weit Entfernten" (ebd.). Die Projektion der Überlegenheit des Weiblichen führt nicht zur Emanzipation von Frauen.
Die Weigerung – und seit Simone de Beauvoir (1951) wissen wir auch um diese internalisierte Verweigerung durch Frauen selbst – Frauen als gleichwirklich, also als gleiche, selbstständige Subjekte anzusehen, führt zu ihrer *(Selbst-)Ausgrenzung*

„von zahllosen Möglichkeiten, sich in Werken, Leistungen, Bildern und Phantasien zu objektivieren (…). Gesetze, Wissenschaften, politische Strategien, technische Konstruktionen gelten selbstverständlich als männliche Schöpfungen" (Becker-Schmidt 1989, 217). Im Lauf der Zeit haben sich Frauen in harten Kämpfen zunehmend Möglichkeiten ihrer Objektivierung angeeignet und Gesetze oder wissenschaftliche Ergebnisse etc. kreiert. Doch noch immer ist ihre (Selbst-)Ausgrenzung v.a. aus dem Bereich der Technik – insbesondere angesichts der enorm zugenommenen Bedeutung von Technik – nach wie vor eklatant.
Wo (Selbst-)Ausgrenzung von Frauen brüchig wird oder nicht mehr funktioniert, findet ihre *Diskriminierung* als Verweigerung der Anerkennung ihrer Gleichwertigkeit statt. Bereiche, in denen überwiegend Frauen arbeiten, werden degradiert. Dieser Mechanismus lässt sich besonders gut am „Geschlechtswechsel" von Tätigkeiten und Berufen wie der Röntgenassistenz beobachten (Wilms-Herget 1985; Cockburn 1988; Reskin/Roos 1990; Wetterer 2002).

Ungleiche Tauschverhältnisse

Zur Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchie tragen auch ungleiche Tauschverhältnisse bei. Tauschverhältnisse werden nach Becker-Schmidt (1989) aus einer Situation des Mangels eingegangen, um etwas zu erhalten, das einer/m fehlt. Aber auch weitere Motive für Tauschverhältnisse sind denkbar (wie beispielsweise der Wunsch nach Erweiterung eigener Lebensspielräume). Tauschverhältnisse rekurrieren auf das Denkmodell der Identitätslogik. Dieses stellt eine Reflexionsmethode des Schließens dar, denn um etwas zu identifizieren, muss es von anderen Dingen unterschieden werden. Dies stellt einen Prozess des Aus- bzw. Einschließens dar. Darüber hinaus, so möchte ich ergänzen, gehört zum Tausch auch eine Bewertungslogik, die Menschen dazu zwingt sich auf Maßstäbe zu einigen. In unserer Gesellschaft ist Geld das abstrakte Tauschmedium. Becker-Schmidt (1989, 233) stellt drei Bedingungen fest, die alle gelten müssen, damit es sich um einen sozial gerechten Tausch handelt:

1. Keine/r darf auf Kosten des/der anderen tauschen (Äquivalenzprinzip)
2. Keine/r darf das Prinzip der Gegenseitigkeit verletzen (Reziprozitätsprinzip)
3. Die Rollen von Gebenden und Nehmenden müssen umkehrbar sein (Reversibilität).

Schauen wir uns nun Frauen und Männer in Tauschverhältnissen an, dann konnten wir in der Vergangenheit beobachten, dass Patrilinearität ein zentraler Modus war, der Frauen in eine schwächere Position brachte. So war die Mobilität von Frauen in die Familie des Mannes mit einem Machtverlust verbunden, da sie ihrer eigenen Genealogie enteignet und die Kinder in die Familientradition des Mannes eingereiht wurden. „Gleichzeitig werden die Produzentinnen und Subjekte – sie haben individuell eine Arbeits- und Lebensgeschichte hinter sich – in reine Reproduzentinnen verwandelt" (ebd., 244). Männer hingegen werden nicht auf die Erzeugerrolle reduziert:

> (E)r bleibt Produzent, damit Ernährer und wird als der, der die Frau zuerteilt bekommt, ihr Besitzer und Beschützer. Juristisch erhält er den Bonus des Stammeserhalters und dem Anterioritätsprinzip folgend, wird er nach seiner produktiven Phase in die Autoritätsposition eines Älteren einrücken (ebd.).

In unserer heutigen kapitalistischen Gesellschaft gehen Frauen und Männer Tauschbeziehungen vor allem auf dem Arbeitsmarkt und in der Partnerschaft ein. Im Kapitalismus sind alle drei Bedingungen für einen gleichwertigen Tausch faktisch nicht gegeben, wobei sie für Frauen in stärkerem Maße unterlaufen werden als für Männer. So gehen Lohndiskriminierung für Frauen, ungleiche Verteilung von Hausarbeit und das Fortbestehen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung zu Lasten von Frauen.

Symbolische Ordnung der Geschlechterhierarchie

Materielle Verhältnisse können nicht von symbolischen Ordnungen getrennt betrachtet werden. Daher liegt dieser Modus der Herstellung und Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchie auch quer zu den beiden vorangegangenen. Das Geschlechterverhältnis als soziale Organisationsform setzt ein Denkmodell der Dualisierung und Polarisierung voraus. So funktioniert die Instrumentalisierung von Frauen durch Männer nur durch eine strikte Unterscheidung zwischen beiden. Gleiches gilt für ihre Ausgrenzung und Diskriminierung. Die in unserer Kultur vorherrschende Dualisierung ist die zwischen Natur und Geschichte, zwischen subjektiv und versachlicht, wobei ersteres jeweils weiblich und letzteres männlich konnotiert wird. Neben dem Nachteil einer Vereinseitigung sowohl für Frauen als auch für Männer hat dieses Denkmodell eine weitere Konsequenz: Die Bewahrung der Frauen vor Versachlichung und damit Entfremdung schließt sie aus dem Prozess der Geschichte und damit Vergesellschaftung aus. Zugleich wird weibliche Subjektivität ohne Objektivität gedacht, d.h. als Wunschbild (wie in der eingangs von Becker-Schmidt (1989, 220) beschriebenen Projektion).
Nachdem ich nun die Mechanismen der Herstellung und Aufrechterhaltung ungleicher Macht zwischen Frauen und Männern in Anlehnung an Becker-Schmidt dargestellt habe, möchte ich abschließend auf eine Quelle des Machtungleichgewichtes eingehen. Hierfür argumentiert Becker-Schmidt (1989) zunächst anthropologisch: im Unterschied zu Tieren wissen Menschen um ihr Sterben, worauf sie mit Angst reagieren. Daraus resultiert ein differenzlogisches Argument: Den beiden Geschlechtern kommt in diesem Kontext unterschiedliche Bedeutung zu.

> Die reproduktive Überlegenheit der Frauen (…) grenzt Männer tendenziell aus einem Austauschprozeß aus, der für die Kontinuität der Gattung entscheidend ist, dem Austausch zwischen Sterben und Leben geben. Der männliche Zeugungsanteil ist nicht nur weniger sichtbar, seine Bedeutung auch wegen der beschriebenen Asymmetrie im generativen Vermögen der Geschlechter unsicherer. Dieser tendenzielle Ausschluss aus einem lebenswichtigen Zirkulations- und Reproduktionsprozeß muss für Männer bedrohlich sein. Er muss kompensiert werden (ebd., 261).

Becker-Schmidts (1989, 264) Argumentationskette endet mit einer psychologischen Vermutung. Die Kompensation bestand früher in der Verwaltung des Frauentauschs und heute in der geistigen Produktivität der Männer, die gegenüber der natürlichen der Frauen höher bewertet wird.
Zusammenfassend möchte ich festhalten, dass Becker-Schmidt eine tiefgehende Erklärung für die Geschlechterhierarchie in der Arbeit anbietet, indem sie argumentiert, wie es zu einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und einer Herabsetzung der Frauen kommt. Diese Erklärung scheint mir nicht spezifisch auf eine bestimmte Gruppe von Frauen gerichtet, sondern durch ihre Einbeziehung gesellschaftskonstitutiver Fragen wie der nach Reproduktion und Tauschverhältnissen sowie vorherrschender dualistischer Denkweise für viele unterschiedliche Gruppen von Frauen gültig zu sein, ohne Unterschiede zwischen ihnen zu negieren. Frauen und Männer haben jedoch nicht nur im Bereich der Arbeit, sondern auch in der Liebe ungleiche Positionen inne.

Geschlechterhierarchie in der Liebe

Eva Illouz (2016) befasst sich mit Liebe in heterosexuellen Paarbeziehungen in westlichen Gesellschaften der Moderne. Sie hat 70 Interviews mit Frauen und Männern der Mittelschicht mit Hochschulabschluss in drei Ballungsräumen in Europa, den USA und Israel, insbesondere aus einem individualisierten Milieu, geführt. Illouz zeigt, dass diese Paarbeziehungen in sozialen Verhältnissen und symbolischen Ordnungen stattfinden, welche die Möglichkeiten, befriedigende Paarbeziehungen zu leben, für Männer größer machen als für Frauen. Illouz geht von einer grundsätzlichen Ungleichverteilung reproduktiver Arbeiten zu Lasten von Frauen sowie von einer Trennung der Sphären der Öffentlichkeit und des Privaten aus, ohne diese allerdings näher zu beleuchten. Für ihre Erklärung der geschlechtsspezifischen Ungleichverteilung von Freud und Leid in Liebesbeziehungen hält sie vor allem zwei Merkmale moderner westlicher Gesellschaften für ausschlaggebend: das Ideal der Autonomie und die Struktur der Anerkennung. Das Verhältnis beider Säulen zueinander organisiert in modernen Gesellschaften das Geschlechterverhältnis als ungleiches. Illouz negiert nicht, dass auch Männer in Liebesbeziehungen Kummer und Frauen Erfüllung erfahren können. Ihre Aussagen über die Gruppe der Frauen und die Gruppe der Männer sind als strukturell bedingte Tendenzen zu verstehen und nicht absolut.

Autonomie

Moderne Gesellschaften, so Illouz (2016), zeichnen sich durch das Ideal der Autonomie aus. Als ein gelungenes Leben wird eines angesehen, das aus freien Entscheidungen (und nicht aus familiärer Tradition, sozialem Status, religiöser Vorstellungen etc.) für bestimmte Wege in den Bereichen Ausbildung, Erwerbsarbeit, Freizeitge-

staltung, politische und moralische Werte und Präferenzen sowie Lebensformen und -stile resultiert. Zur Autonomie gehört, dass Entscheidungen verändert und revidiert werden können und nicht für ein Leben lang getroffen werden müssen. Ein wichtiger Bestandteil von Autonomie ist der Anspruch an das Individuum, sich das jeweilige Leben selbst zu finanzieren, womit die meisten Menschen auf Erwerbsarbeit verwiesen sind. Vor dem Hintergrund einer ungleichen Verteilung und Zuständigkeit von Reproduktionsarbeiten ist jedoch Autonomie zwischen Frauen und Männern strukturell ungleich verteilt.[4] Frauen haben ein ambivalentes Verhältnis zum Ideal der Autonomie, denn einerseits steht diese „im Zentrum des Projekts der Emanzipation der Frauen" (ebd., 251), andererseits ist sie eine Bedrohung für Frauen, die vor allem Reproduktionsarbeiten verrichten oder planen, wenn Männer diese Autonomie ausleben. Illouz spricht daher von Autonomie als symbolischer Gewalt, da die negativen Anteile der Autonomie für Frauen nicht erkannt, geschweige denn thematisiert und problematisiert werden. So erkennen viele Frauen nicht, dass das Ideal der Autonomie, welches sie in ihrem Kampf um Gleichheit internalisiert haben, ihnen nicht nur zu mehr Freiheit verhilft, sondern auch ihren Interessen schadet. Im Unterschied zu Männern sind Frauen zusätzlich dem Ideal der Sorge verbunden und haben daher ein ambivalentes Verhältnis zur Autonomie. Diese Ambivalenz ist ihnen allerdings meist nicht bewusst. Hinzu kommt, dass Frauen oft meinen, nicht nur für ihre eigene, sondern auch noch für die Autonomie des Partners Sorge tragen zu müssen. Die Gründe hierfür liegen in der Struktur der Anerkennung, wie im Folgenden erläutert wird.

Anerkennung

Während Anerkennung etwa bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts vor allem durch den wirtschaftlichen und sozialen Status eines Menschen in weitverbreiteten Ordnungen – und damit objektiv im Sinne von gesellschaftlicher Zuschreibung – verliehen wurde, lautet die Maxime in der modernen Welt, dass sich Menschen durch besondere Merkmale ihres Selbst Anerkennung verschaffen. „Anerkennung als das implizite Gebot, einer anderen Person *unabhängig von ihrem Status* einen *Wert als Person innerhalb* und *mittels* sozialer Interaktion zuzuschreiben, ist ein integraler Bestandteil der Entstehungsgeschichte der Moderne" (Illouz 2016, 223). Damit ist die Verleihung von Anerkennung, die immer sozial verläuft, von der strukturellen auf die interaktive Ebene verschoben. Illouz verdeutlicht das mit Hilfe zahlreicher Passagen aus Jane Austens Romanen. Darin wird anschaulich (und ironisierend) geschildert, wie Frauen und Männer unterschiedlicher sozialer Klassen umeinander werben, übereinander denken, sich gegenseitig wahrnehmen und entscheiden, welche Strategien sie anwenden, um einander nah zu kommen oder sich voneinander zu entfernen. Diese Romanfiguren des frühen 19. Jahrhunderts gehören überwiegend der gehobenen Schicht an und sind sich allesamt ihrer sozialen Stellung bewusst. Für sie gilt es, ihre soziale Position mittels einer „richtigen" Heirat zu bestätigen. Ihr

Stand und damit Wert und Charakter waren öffentlich, also objektiv begründet und allgemein anerkannt.
Gegenwärtig verlaufen Anbahnungen und Heiratsmärkte oder Partnerbörsen anders. Heute gilt es in individualisierten Milieus der oberen Mittelschicht westlicher Länder als verpönt, jemanden aufgrund askriptiver Merkmale zu beurteilen (ebd., 223). Stattdessen gilt es, individuelle Präferenzen und Eigenheiten auszubilden und bei dem bzw. bei der anderen zu entdecken. Entscheidend ist der eigene Geschmack. Es gibt keine objektiven Kriterien mehr (ebd., 221). Damit einhergehend ist Anerkennung sehr viel unsicherer geworden. Statt sich auf allgemeine Maßstäbe verlassen zu können, sind Menschen nun von individueller Anerkennung abhängig. Im 19. Jahrhundert brachte eine romantische Bindung eher die bereits existierenden Anerkennungsmerkmale der Eheleute zum Ausdruck. Heute ist die Paarbeziehung stärker ein Ort der Erzeugung des Selbstwertgefühls. Während es früher eher darauf ankam, den/die adäquate/n Partner/in zu finden, um soziale Anerkennung aufrecht zu erhalten, kommt es heute stärker darauf an, Anerkennung durch den bzw. die andere innerhalb der Paarbeziehung durch Performanz vorübergehend, oder immer wieder erneut, verliehen zu bekommen (ebd., 210-226). Der private Raum der Liebesbeziehung hat aber nicht den öffentlichen Raum der Verleihung von Anerkennung vollständig abgelöst. Dieser existiert nach wie vor und ist der Ort, in dem überwiegend Männer Anerkennung an Männer verleihen. Liebesbeziehungen sind, so Illouzs Fazit, für Frauen wichtiger als für Männer, um Anerkennung zugesprochen zu bekommen – durch Männer.

Verhältnis von Autonomie und Anerkennung

Fokussiert man das Verhältnis von Autonomie und Anerkennung, so dominiert das Gebot der Autonomie über das der Anerkennung. Illouz (2016) gibt eine lange Interviewsequenz wieder, in der eine Frau schildert, dass sie eigentlich gern eine feste Beziehung mit einem Mann eingehen möchte und eigentlich gern von ihm ein Versprechen auf Sicherheit haben möchte, aber sich nicht traut, das zu sagen, weil sie Angst hat, dass er sich dann eingeschränkt fühlt und sie verlässt. Illouz erklärt dies mit dem modernen Ideal der Autonomie. Sie deutet die Entscheidung der Interviewten, keine Forderung an den Mann zu stellen dahingehend, dass die Frau ihr Selbstbild von Autonomie über ihr Eigeninteresse an einer sicheren Bindung stellt „und zwar deshalb, weil ihr Selbstbild der Interaktion nicht vorausgeht, sondern entscheidend *in* der romantischen Interaktion ausgehandelt und errichtet werden muss“ (ebd., 249). Der springende Punkt ist also, dass Frauen stärker als Männer dazu tendieren, ihr Selbstbild an eine Liebesbeziehung zu knüpfen. Damit hängt aber ihr Selbstbild von der Beziehung ab, ja, es ist existentiell mit der Partnerschaft verwoben. Ein fundamentaler Bestandteil von Liebesbeziehungen ist – wie beschrieben – Autonomie. Diese drückt sich in einer Partnerschaft darin aus, auf die eigene Autonomie zu pochen und gleichzeitig die Autonomie des bzw. der anderen zu respektieren, d.h. keine Forderungen an den/die Partner/in zu stellen. In der Moderne wird ein Konzept von

Liebesbeziehung in rein emotionalen Begriffen als Errungenschaft gegenüber früheren Konzepten der Verpflichtung neben moralischen Gründen auch auf der Grundlage materieller Interessen als fester Bestandteil von Ehe und Partnerschaft gesehen. Eine Liebesbeziehung heute wird nur dann als gelungen gesehen, wenn die beiden Liebenden jederzeit die Freiheit haben, sie wieder zu beenden (ebd., 250). Frauen befinden sich demnach in der paradoxen Situation, dass sie sich nur anerkannt fühlen, wenn Männer permanent die Möglichkeit haben, sie zu verlassen, weshalb sie für diese Möglichkeit sorgen, also für die Autonomie des Mannes. Da Männer weniger auf eine Liebesbeziehung für ihr Selbstbild angewiesen sind und seltener in Trennungsfällen die Sorge um Kinder übernehmen, bewegen sie sich autonomer als Frauen, und zwar auch in Liebesbeziehungen. Hinzu kommt, dass Männer durch ihre längere Zeugungsfähigkeit mehr Zeit haben, sich eine Partnerin zu suchen, mit der sie Kinder wollen. Durch ihre geringere Übernahme an Sorgearbeit für vorhandene Kinder sind Männer außerdem freier, nach Trennungen neue Partnerschaften einzugehen und weitere Kinder in die Welt zu setzen. Zusammenfassend heißt das, dass Frauen und Männer mit unterschiedlichen Bedingungen in einer Liebesordnung leben, die auf die Bedingungen der Männer ausgerichtet ist und Frauen schadet.
Als Konsequenz beobachtet Illouz eine neue Struktur des Selbstzweifels bei Frauen, die sie schwächt. Da in der Moderne die Liebesbeziehung ein zentraler Ort für die Herstellung des Selbstbildes für Frauen ist und sie weniger auf ihre soziale Herkunft, auf Traditionen und feste Gemeinschaftsregeln zur Herstellung ihres Selbstbildes zurückgreifen können, sind sie in starkem Maß auf ein Gelingen von Liebesbeziehungen angewiesen. Findet eine Trennung statt, so suchen Frauen oft die Gründe bei ihrer eigenen Unzulänglichkeit. Statt also für ihre eigenen Interessen einzutreten, bearbeiten Frauen häufig ihre Selbstzweifel, Schuldgefühle und Unzulänglichkeiten in Therapien (ebd., 270ff.). Die vielfach in Therapien vermittelte Eigenliebe kann jedoch keinen Ausweg oder Ersatz darstellen, denn Eigenliebe kann nicht zu Anerkennung führen, da Anerkennung eine soziale Kategorie ist, also ein Gegenüber benötigt oder allgemeine Normen (ebd., 274). Für Männer, deren Selbstbild stärker außerhalb und unabhängig von Liebesbeziehungen hergestellt wird, führt das Scheitern einer Liebesbeziehung eher zu einer Rückbesinnung auf die eigene Position, das eigene Wissen, die eigenen Empfindungen. Grundsätzlich bedeutet das Ende einer Liebesbeziehung für Frauen und Männer eine Verunsicherung. Aber, so bringt es Illouz auf den Punkt: „Die ontologische Unsicherheit, die das romantische Leid begleitet, ist ungleich verteilt“ (ebd., 279f.). Diese Ungleichheit liegt an der Dominanz des Gebotes der Autonomie und an einer geschlechtsspezifischen Anerkennungsordnung.

Fazit und Ausblick

Warum – so werde ich oft von Student_innen gefragt – sollen wir Texte lesen, die älter als fünf Jahre sind? Hinter dieser Frage steht die Annahme, dass sich unsere Welt so schnell verändert, dass ältere Texte keine relevanten Aussagen mehr über

unsere heutige Wirklichkeit machen (können). Das ist jedoch ein Irrtum. Selbstverständlich verändert sich unsere Welt und sie tut das auch mitunter schnell. Aber es wäre ein Fehler, deshalb auf gründliche Analysen zu verzichten. Es gilt also, sich mit profunden Texten auseinander zu setzen und auf ihnen aufbauend weiter zu arbeiten – auch in den Sozialwissenschaften. Zu dieser Textsorte gehören die Analysen von Becker-Schmidt und Illouz. Sie stellen uns Kategorien zur Verfügung, um politisch-ökonomische, psychogenetische, kulturelle und symbolische Macht- und Herrschaftsdimensionen zu erfassen.

Beide Autorinnen haben uns vor Augen geführt, wie die soziale Ordnung der Geschlechter als Hierarchie organisiert wird. Mit Becker-Schmidt haben wir gelernt, dass das Denkmodell der Dualisierung grundlegend ist für Unterscheidungen, die hierarchisiert werden: in Frauen und Männer, in Natur und Kultur, in subjektiv und objektiv. Das Denkmodell der Dualisierung hat sich in der sozialen Organisation der Geschlechter in einer Instrumentalisierung, Ausgrenzung und Diskriminierung von Frauen durch Männer ausgedrückt. Diese Geschlechterhierarchie manifestiert sich im Bereich der Arbeit in einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, in der Frauen für die Reproduktions- oder Carearbeit zuständig erklärt werden und sich zuständig erklären und Männer für die Produktionsarbeit. Die zunehmende Frauenerwerbsarbeit und das Phänomen vereinzelter alleinerziehender Väter oder Väter in Elternzeit hat die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bislang nicht in ihren Grundfesten erschüttert, geschweige denn aufgehoben. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung erstreckt sich auch im Bereich der Erwerbsarbeit auf Tätigkeiten und Berufe. Durch Diskriminierung werden von Frauen verrichtete Tätigkeiten und verübte Berufe in der Regel geringer bezahlt und angesehen als jene von Männern. Mittels Ausgrenzung wie der so genannten gläsernen Decke, werden Frauen aus hohen Erwerbsarbeitspositionen fern gehalten. Der Gender Pay Gap, der aktuell in Deutschland bei rund 21% zwischen Frauen- und Männereinkommen liegt (Statistisches Bundesamt 2017), vereint die verschiedenen Diskriminierungs- und Ausgrenzungsweisen von Frauen.

Mit Illouz haben wir gelernt, wie die ungleiche Verteilung von Reproduktions- oder Carearbeit als Fundament für eine geschlechtsspezifische und damit ungleiche Anerkennungsstruktur dient. So hat sie uns vor Augen geführt, dass die Orte der Generierung des Selbstbildes sich für Frauen und Männer unterscheiden: Für Frauen haben private Orte mehr Relevanz, während für Männer es öffentliche Orte sind. Für den Lebensbereich Liebe bedeutet diese Geschlechterhierarchie, dass Liebesbeziehungen für Frauen existentiell wichtiger sind als für Männer, da sie den wesentlichen Ort der Herstellung des Selbstbildes darstellen, während Männer stärker an öffentlichen Orten ihr Selbstbild generieren. Neben der Anerkennungsstruktur organisiert das Ideal der Autonomie das Geschlechterverhältnis als Hierarchie. Das Ideal der Autonomie wirkt sich ebenso ungleich auf Frauen und Männer aus, denn diese können es aufgrund der Ungleichverteilung von Reproduktionsarbeit nicht gleichermaßen ausleben. Eine Liebesordnung, in der das Ideal der Autonomie hoch steht, ist also eine Liebesordnung, die Männer bevorzugt.

Um die beiden Bereiche, Arbeit und Liebe, tiefer auszuloten, habe ich sie bislang in meiner Darstellung getrennt. Zum Abschluss möchte ich Verbindungen zwischen ihnen benennen. Zuallererst möchte ich festhalten, dass geschlechtsspezifische Arbeitsteilung auch das Feld der Liebe strukturiert. Aber nicht nur, wie Bock und Duden das in den 1970er Jahren und Jónasdóttir in jüngerer Zeit ausgeführt haben, über eine Zuständigkeit und Ausbeutung von Frauen für die (emotionale und sexuelle) Versorgung von Männern. Vielmehr strukturiert die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung das Feld der Liebe auch über die geringeren Möglichkeiten, die Frauen zur Verfügung stehen, sich selbst unter Anerkennung zu veräußern. Diese Einschränkung ihrer Möglichkeiten, ein anerkanntes Selbstbild zu entwickeln, verweist sie verstärkt auf den Bereich der Liebe, so dass dieser für Frauen viel stärker als für Männer einen Ort der Anerkennung darstellt. Spezifische Ausgrenzungspraktiken in der Erwerbsarbeit, wie die gläserne Decke bei Führungspositionen, können die ungleiche Bedeutung von Liebe für Frauen und Männer verstärken. Diskriminierung, wie sie im Gender Pay Gap zum Ausdruck kommt, steigern die ungleichen und geschlechtsspezifischen Konsequenzen des Ideals der Autonomie, denn die Ressourcen und Bedingungen unter denen dieses Ideal gelebt werden kann, hängt stark von der Erwerbsarbeits- und Einkommenssituation der Menschen ab.

Mit Becker-Schmidt und Illouz ist klargeworden, dass materielle Tauschverhältnisse und symbolische Ordnungen miteinander verknüpft sind. Um zu verstehen, worin Macht besteht und wie sie wirkt, ist eine Gesellschaftsanalyse notwendig, die Gesellschaft als Relationsbegriff fasst. Ferner ist immer die Frage nach ihren Grundlagen und ihrer Reproduktion zu berücksichtigen.

Für den Bereich der feministischen Politik halte ich die Fortführung dreier Strategien für wichtig: Zum einen gilt es weiterhin die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zu reduzieren. Vor allem müssen Räume für die Produktivität und Kreativität für Frauen geschaffen werden, in denen sie ihr Arbeitsvermögen zu ihrer Objektivierung und für ihre ‚ontologische Sicherheit' (Illouz 2016, 279) einsetzen können. Diese Politikstrategie verweist unmittelbar auf die Notwendigkeit, feministische Politiken stets anti-kapitalistisch auszurichten. Feministische Politik sollte in Zukunft wieder stärker die Klassenfrage in den Vordergrund rücken und unter Einbeziehung (nicht Subsumierung) weiterer Unterdrückungsverhältnisse wie der nach Hautfarbe und geschlechtlichen Ungleichheitslagen innerhalb und außerhalb von Staatsgrenzen adressieren. Der dritte Bereich feministischer Politik sollte weiterhin die herrschende symbolische Ordnung in Frage stellen. So gilt es, Denkmodelle der Polarisierung und Dualisierung zu hinterfragen, wie der Gegenüberstellung von Natur und Kultur, Privat und Öffentlichkeit, Subjektivität und Objektivität. Hier sehe ich enorme Verdienste der dekonstruktivistischen und poststrukturalistischen Tradition in ihrem Aufzeigen der sozialen Herstellung dieser Dualismen und der zahlreichen Facetten und Hybridisierungen, die unterdrückt existieren und deren Möglichkeitsraum erweitert werden sollte. Weitere Felder zur Veränderung bestehen in dem Ideal der Autonomie, das einer Ergänzung durch ein Ideal der Verbundenheit bedarf, und

der herrschenden Anerkennungsstruktur, die noch immer nicht alle Menschen als gleichwertige Geschöpfe und in ihrem bloßen Dasein anerkennt.

Anmerkungen

1 Damit sind Frauen und Männer gemeint, die die ihnen bei der Geburt zugewiesene Geschlechtsidentität auch als Erwachsene ausleben.

2 Als Beispiel aus dem wissenschaftlichen Kontext lässt sich hier auf einen Call for Papers für eine ad hoc Gruppe für den Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2016 zu Frauen- und Männerberufen verweisen, in dem gefragt wurde, ob höhere körperliche oder geistige Anforderungen zu einer tendenziellen Besserstellung der Männerberufe führen.

3 Diese ist Gegenstand ihrer brillanten Analyse des gesellschaftlichen Zugriffs auf die Arbeitskraft von Frauen und Männern und ihrem Konzept der doppelten Vergesellschaftung von Frauen (Becker-Schmidt 1987, 2010).

4 Im Gender Equality Index des EIGE (2015, 47ff.) gibt es einen Indikator für die Verfügung über Zeit. Dieser untermauert das Argument empirisch.

Literatur

Beauvoir, Simone, 1951: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, 1. Auflage 1949, Reinbek.

Becker-Schmidt, Regina, 1987: Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkirchner, Lilo und Wagner, Ina (Hg.), Die andere Hälfte der Gesellschaft, Österreichischer Soziologentag 1985, Wien, 10-25.

Becker-Schmidt, Regina, 1989: Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse. In: Beer, Ursula (Hg.), Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik, 1. Auflage 1987, Bielefeld, 213-266.

Becker-Schmidt, Regina, 2010: Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, Theorie, Methoden, Empirie, 3. erweiterte und durchgesehene Auflage, Wiesbaden, 65-74.

Bock, Gisela/**Duden**, Barbara, 1977: Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.), Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, Berlin, 118-199.

Cockburn, Cynthia, 1988: Die Herrschaftsmaschine. Geschlechterverhältnisse und technisches Know-how, Hamburg.

EIGE (European Institute for Gender Equality), 2015: Gender Equality Index 2015. Measuring gender equality in the European Union 2005-2012. Internet: http://eige.europa.eu/rdc/eige-publications/gender-equality-index-2015-measuring-gender-equality-european-union-2005-2012-report (28.01.2017).

Henninger, Annette/**Wimbauer**, Christine, 2009: ‚Arbeit' und ‚Liebe' – Ein Widerspruch? In: Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hg.), Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung, Münster, 100-118.

Illouz, Eva, 2016: Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung, 1. Auflage 2012, Frankfurt/M.

ILO (International Labour Organization), 2016: Women at Work. Trends 2016, Geneva. Internet: http://www.ilo.org/wcmsp5/groups/public/---dgreports/---dcomm/---publ/documents/publication/wcms_457317.pdf (30.11.2016).

Jónasdóttir, Anna, 1994/ 1991: Why Women Are Oppressed? 1. Auflage 1991, Philadelphia.

Jónasdóttir, Anna, 2011: What Kind of Love is 'Love Power'? In: Jónasdóttir, Anna / Bryson, Valerie/Jones, Kathleen (Hg.), Sexuality, gender and power: intersectional and transnational perspectives, Oxon, 45-59.

Jónasdóttir, Anna, 2014: Love Studies: A (Re)New(ed) Field of Feminist Knowledge Interests. In: Jónasdóttir, Anna/Ferguson, Ann (Hg.), Love. A Question for Feminism in the Twenty-First Century, Oxon, 11-30.

Joost, Angela, 2000: Arbeit, Liebe, Leben. Eigene Arrangements: zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf bei Frauen in Ostdeutschland – eine empirisch-rekonstruktive Studie, Königstein/Taunus.

Krebs, Angelika, 2002: Arbeit und Liebe. Die philosophischen Grundlagen sozialer Gerechtigkeit, Frankfurt/M..

Reskin, Barbara/**Roos**, Patricia, 1990: Job Queues, Gender Queues: Explaining Women's Inroads into Male Occupations, Philadelphia.

Statistisches Bundesamt, 2017: Gender Pay Gap. Internet: https://www.destatis.de/DE/Zahlen-Fakten/Indikatoren/QualitaetArbeit/Dimension1/1_5_GenderPayGap.html (28.01.2017).

UN (United Nations), 2015: Human Development Report 2015. Work for Human Development, New York. Internet: http://report.hdr.undp.org/ (28.01.2017).

Werlhof, Claudia von/**Mies**, Maria/**Bennholdt-Thomson**, Veronika, 1983: Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek.

Wetterer, Angelika, 2002: Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. „Gender at Work" in theoretischer und historischer Perspektive, Konstanz.

Willms-Herget, Angelika, 1985: Frauenarbeit. Zur Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt, Frankfurt/M..

Wimbauer, Christine, 2012: Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit, Frankfurt/M..